

Zur Ästhetisierung des Lebens(ver)laufs

Was war, was ist und was sein soll

PETER SCHLÖGL

Die Auflösung starrer sozialer Strukturen führt dazu, dass die Menschen ihr Verhältnis zur Welt selbst herstellen und erhalten müssen. Ästhetik als Erkenntnismethode kann die Reflexion des eigenen Lebensverlaufs und die Verortung des Selbst in der Welt unterstützen – sofern Ästhetik, so der Autor, nicht auf die »Verhandlung des Schönen« reduziert wird.

Dem Diktum Wittgensteins, »Die Welt ist alles, was der Fall ist.«, kann entgegnet werden, dass damit noch nichts wirklich Aufklärendes über die Welt und den Menschen als Teil davon gesagt wäre. Denn nur in einem ausschließlich vernunft-pointierten Weltverständnis, das einen prästabilisierten Gleichklang von menschlicher Erkenntnis (in Wittgensteins Fall auf Grundlage formal korrekter Sprache) und Welt voraussetzt, wäre damit geklärt, was der Mensch sei und wie sich sein Verhältnis zu der ihn umgebenden Welt darstelle.

Da dieser Gleichklang von Erkenntnis und Welt letztlich aber nur in einem gesellschaftsfreien Raum gelänge, braucht es Möglichkeiten des Erkenntnisgewinns und der Erkenntniskritik über das Selbst und seine Verortung in der Welt. Eine Möglichkeit hierzu bietet die Ästhetik, die – und das mag zunächst überraschen – von je her mit Erkenntnis und Erkenntniskritik verbunden war. Dies zeigt sich in der Antike und auch bei den wirkmächtigen Definitionen durch Baumgarten und Kant. Vor dem Hintergrund der heutigen, alltäglichen Verwendung des Begriffs mag dies insofern erstaunen, als der Spezialfall der Verhandlung des *Schönen* zuletzt die Wahrheitssuche auf Grundlage von Sinnen, Anschauung und Vorstellung zu überlagern schien. Dieser Eindruck täuscht aber – und für den hier

interessierenden Aspekt des Lebenslaufs sogar in erheblicher Weise. Denn die Ästhetisierung von Existenz, Subjektivierung, Individuation und Emanzipation auch im Zusammenhang mit Bildungsprozessen stellt *das* ästhetische Programm der letzten zwei Jahrhunderte par excellence dar.

Gerade in einer Zeit, in der der Platz des Menschen in der Gesellschaft nicht mehr durch eine Feudal- oder Ständegesellschaft vorgegeben ist, sondern es im Gegenteil zu einer stetigen Aufgabe geworden ist, sich seinen Platz innerhalb der Gesellschaft selbst zu suchen (und selbst suchen zu müssen), oder in der durch diffizilere soziale Prozesse eine Platzzuweisung erfolgt (man denke etwa an die von Bourdieu illustrierten »feinen Unterschiede« (1982)), gewinnen Selbstaufklärungen auf den Wegen der Sinne, der Anschauung und der Vorstellung an Bedeutung.

Der Lebenslauf als Institution

Die Erosion von überkommenen sozialen Ordnungsmustern, konkret die Auflösung der feudal begründeten Zugehörigkeit zu bestimmten Ständen verlangte, ja erzwang in der begin-

nenden Neuzeit neue Formen der Individuation, des Findens des Selbst und des Sich-Einfindens in gesellschaftliche Rollen. Die diesen sozialen Wandel begleitende Unsicherheit wurde mit dem Ziel der Stabilisierung des Innenlebens wie auch des Außenlebens der Person durch die Konstituierung einer neuen sozialen Institutionalisierung (Gehlen, 1956) begleitet, nämlich der Entstehung des bildungs- oder gewerbebürgerlichen Lebenslaufs (Schlögl, 2014, S. 65). Dieser beschreibt nur mehr rudimentär die Zugehörigkeit zu einer Familie, sondern benennt individuelle Merkmale und Erfahrungs- und Leistungszusammenhänge: Name, Geburtstag, Geburtsort, Familienstand, schulischer Bildungsweg, berufliche oder hochschulische Bildung, berufliche Stellung(en), Interessen und Freizeitaktivitäten. Ein am einzelnen Individuum ansetzendes Identitätskonzept tritt an die Stelle bisher kollektiv gedachter Einbindungen in Gesellschaft. Zugleich strukturiert der Lebenslauf die »lebensweltlichen Horizonte und Wissensbestände, innerhalb derer die Individuen sich orientieren und ihre Handlungen planen« (Kohli, 1985, S. 3) und begründen.

Dies führt einerseits zu standardisierten Beschreibungen von individuellen Lebensverläufen (also jenen Dokumenten, die wir als *Lebensläufe* bezeichnen und Bewerbungsschreiben beifügen), andererseits zur Möglichkeit autobiografischer Projekte der Explikation, also der Ausdeutung von individueller Geschichte und Gegebenheiten mitsamt einhergehenden Selbstdeutungen. Insbesondere Letzteres ist klassisch als ein Bildungsprozess anzusehen. Dadurch entsteht die Frage nach einer »Erwachsenheit« als besonderer Form des Menschseins, mit eigenverantwortlicher, nicht angeleiteter Entwicklung und einer souveränen Deutung derselben. Diese Deutungsmacht ermöglicht einen Blick in die Zukunft aus dem eigenen Gewordensein, hinsichtlich möglicher, erstrebenswerter oder realistisch erreichbarer sozialer Positionierungen in der vorgefundenen Gesellschaft.

Die Dichotomie von sozialer Individuation – also Ich-Werdung innerhalb der jeweils gegebenen Gesellschaft – und individuellem Lebensentwurf, die dem Konzept des Lebenslaufs von Beginn an innewohnte (Wohlrab-Sahr, 1992, S. 5), führte dazu, dass die Institution *Lebenslauf* in sich zunehmend pluralisierenden und flexibilisierenden Lebens- und Arbeitswelten ihrem Zweck, zielorientierte Entwicklungspfade aufzuzeigen (Bildungszertifikate, berufliche Stellungen, ...), immer weniger nachkommen kann. Angestrebte Ziele verharren nicht mehr zeitlos, statisch, ohne Gestaltwandel; Berufe oder deren Profile wandeln sich zunehmend schneller, das Prestige und damit die ökonomische Verwertbarkeit verschiedener beruflicher Positionen sind mit wenigen Ausnahmen über die Zeit hinweg nicht mehr so robust, wie dies für frühere Generationen der Fall war.

Eine schleichende De-Institutionalisierung des Lebenslaufs als Konzept, als soziales Ordnungsprinzip war die Folge. Und die in den 1960er Jahren sich entwickelnden Programma-

tiken von *education permanente*, *lifelong* und *recurrent education* sowie *lifelong learning* sollten und wollten – bei aller Unterschiedlichkeit – hierfür Angebote der anhaltenden Anpassung anbieten, um sich auf gewandelte, auch aktuell noch unbekannte Situationen einstellen zu können. Ein zweiter Frühling für die Erwachsenen- und Weiterbildung schien in greifbarer Nähe. Doch letztlich kam es anders.

Perfektikabilität, Selbstkultur und Lebenskunst

Ausgehend von diesem erneuten Orientierungsverlust in der Welt wird die notwendige individuelle und stetige (Re-)Konstituierung des Selbst getragen und befördert. Die Selbstbeobachtung beim Herstellen und anhaltenden Aufrechterhalten von Beziehung zur Welt schafft aber eine unhintergehbare Selbstbezüglichkeit. In der funktionalen Soziologie wurde dafür der Ausdruck *reflexive Subjektivierung* geprägt (Schimank, 1985), im politischen Diskurs der Erwerbsgesellschaft wird dieser Typus sozial relevanter Individuation mit *Employability* beschrieben, Bernstein wiederum wählte den Ausdruck *Trainability* (2001).

Dadurch abgelöste stabile Institutionen (Stand, Bildungsabschluss, Beruf etc.) waren dem mittelalterlichen Menschenbild mit seiner wesentlich durch Gottesglauben und Vorbestimmtheit geprägten Lebensführung näher als den aktuellen Gegebenheiten demokratischer oder zumindest menschenverantworteter Gesellschaftsbilder. Die neuen Ansätze weisen erfolgreiche Individuation nicht mehr an Erreichtem oder gar Normativem aus, sondern weisen auf eine Ermächtigung der Individuen hin, sich anhaltend auf unabwendbar herandrängende neue Gegebenheiten und damit in Verbindung stehende Anforderungen einzustellen und diese auch mitzugestalten. Nicht göttliche, genetische oder teleologische Bindungen des Individuums verhindern die sinnentleerte Kontingenz des Lebensverlaufs, sondern lebensgeschichtlich Erworbenes wird durch Reflexion und Explikation zur Methode eines gewandelten Identitätskonzepts. Der kompetenzdiagnostische Hype und die Bilanzierungs- und Validierungsdebatten reagieren darauf und lassen planmäßige Bildungsarbeit nur noch als Spezialfall der Kompetenzentwicklung erscheinen.

Das Kapital der Pädagogik, nachkommende Generationen auf vermeintlich gegebene Anforderungen vorzubereiten, läuft zunehmend ins Leere. Diese mangelnde soziale Regulation durch zunehmende Individualisierung muss jedoch nicht nur als Defizit betrachtet werden, sondern kann wie schon frühere Formen der kulturtheoretischen Reflexion als Grundzug einer als modern verstandenen Existenz aufgefasst werden. Schon im 19. Jahrhundert elaboriert Emerson sein Modell der Selbstkultivierung anhand ausgewählter Biografien von Lebensentwürfen, die regulatorisch, aber nicht standardisierend



auf die Selbstkonstitution in Bildungsprozessen einwirken sollen (Emerson, 1987). Und Anfang des 20. Jahrhunderts wird auch in Europa (Simmel, 1908 und in der Folge hinsichtlich eines auf eine moderne Arbeitswelt hin befragten Bildungsbegriff etwa bei Eduard Spranger, Georg Kerschensteiner und Theodor Litt) ein Bildungsbegriff des zupackenden und die Welt gestaltenden Menschen entworfen, der Welt nicht nur auf einen Stoff reduzierte, der dem Menschen innewohnende Kräfte in Bewegung setzt (wie bei Humboldt), sondern die Selbstbildung des Menschen hervorhebt.

Eine solche angestrebte *Selbstkultur*, mehr noch die Sprache von *Lebenskunst*, wurde aber auch als »pragmatische Utopie [die, ps] zum Ausdruck bringt: Sich selbst zu gestalten, das Leben zu gestalten« (Schmid, 1998, S. 83) wiederum selbst zunehmend problematisiert. Einem Programm des Er-Findens des Subjekts, »einem atomistischen Selbstverwirklichungs-dogmatismus« (Baschek, 2010, S. 84), steht seit den 1980er Jahren der Gouvernamentalitätsdiskurs mit Analysen zu »Techniken des Selbst« (Lemke et al., 2000, S. 8) als spezielle Form von Herrschaftstechniken gegenüber.

Wider den Kulturpessimismus

Die Perspektive auf Disziplinar- und Kontrollgesellschaften (wie Foucault und Deleuze sie zeichnen) lässt das Verständnis von Souveränität des Einzelnen verblassen und in der radikalsten Form individuell erlebte Subjektivität als Herrschaftsinstrument zur Regierung jeglicher Existenz denken. In kapitalistischen Wettbewerbsgesellschaften führt dies sodann auch zur Herstellung vermarktungsfähiger, -bereiter und -williger Existenz. Zudem zeitigt der oben beschriebene Wandel der Kategorie des »Ästhetischen« zur Verhandlung des »Schönen« hier Folgen, die nicht zuletzt in einer Überästhetisierung der Selbstdarstellung oder der Überhöhung von konventionellen Schönheitsidealen (denken wir an die sozialen Medien) in der zunehmend digitalen, individualisierten Kommunikation Ausdruck finden. Damit verliert das Ästhetische seine Möglichkeiten der Erkenntniskritik, seinen emanzipatorischen Charakter mehr und mehr.

Sofern dies nicht in kulturpessimistischer Sichtweise den Schlusspunkt des modernen Individuums darstellen sollte, sondern ästhetische Lebensgestaltung – im Sinne von Wahrheitssuche auf Grundlage von Sinnen, Anschauung und Vorstellung – in aufklärerischem Anspruch die Aktivierung des eigenen Verstandes anregt, gewinnt politische Bildung als Grundlage für die Modellierung einer neuen, erstrebenswerteren Form menschlicher Existenz an Bedeutung. Dann wäre Wittgenstein zu entgegnen, dass die Welt nicht allein das ist, was der Fall ist, sondern auch enthalten soll, was wir für erstrebenswert halten.

Baschek, N. (2010). André Gorz: Vom Wissenskapitalismus zur Wissensgesellschaft. In A. Engelhardt & L. Kajetzke (Hrsg.), *Handbuch Wissensgesellschaft. Theorien, Themen und Probleme* (S. 77–85). Bielefeld: transcript.

Bernstein, B. (2001). From Pedagogies to Knowledge. In A. Morais, I. Neves, B. Davies & H. Daniels (Hrsg.), *Toward a Sociology of Pedagogy. The Contribution of Basil Bernstein to Research* (Vol. 23, S. 363–368). New York: Peter Lang.

Bourdieu, P. (1982). *Die feinen Unterschiede: Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Emerson, R.W. (1987 [1850]). Uses of Great Men. In *Collected Works*, Vol. 4, hrsg. von W.E. Williams & D.E. Wilson. Cambridge, MA: Harvard University Press.

Gehlen, A. (1956). *Urmensch und Spätkultur. Philosophische Ergebnisse und Aussagen*. Bonn: Athenäum.

Kohli, M. (1985). Die Institutionalisierung des Lebenslaufs. Historische Befunde und theoretische Argumente. *KZfSS – Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialisationsforschung*, 37 (1), 1–29.

Lemke, T. (2007). *Gouvernamentalität und Biopolitik*. Wiesbaden: VS.

Schimank, U. (1985). Funktionale Differenzierung und reflexiver Subjektivismus – Zum Entsprechungsverhältnis von Gesellschafts- und Identitätsform. *Soziale Welt* 36/1985, 447–465.

Schlögl, P. (2014). *Ästhetik der Unabgeschlossenheit. Das Subjekt des lebenslangen Lernens*. Bielefeld: Transcript.

Schmid, W. (1998). Lebenskunst als Ästhetik der Existenz. In J. Schummer (Hrsg.), *Glück und Ethik* (S. 83–91), Würzburg: Königshausen & Neumann.

Simmel, G. (1908). Exkurs über den Fremden. In G. Simmel (Hrsg.), *Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung* (S. 509–512). Berlin: Duncker & Humblot.

Wohlrab-Sahr, M. (1992). Institutionalisierung oder Individualisierung des Lebenslaufs? Anmerkungen zu einer festgefahrenen Debatte. *BIO – Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History*, 5 (1), 1–19.



DR. PETER SCHLÖGL

ist Universitätsprofessor im Arbeitsbereich Erwachsenenbildung und berufliche Bildung der Alpen-Adria-Universität Klagenfurt.

Peter.Schloegl@aau.at